Einsatz von Katastrophenhelfern bei Eisenhüttenstadt: *„Der Schicksalsfluß spielt wieder Schicksal“*

Die Schlacht an der Oder

Die Jahrtausendflut bringt die Deutschen untereinander und mit ihren polnischen Nachbarn näher zusammen: Die Bundeswehr startete ihre größte Hilfsaktion seit der Hamburger Sturmflut 1962. Schuld an der Katastrophe hat nicht nur das Wetter. Jetzt rächen sich die Umweltsünden von Jahrzehnten. Ein Experte: „Die Natur schlägt zurück.“

Es ist 14.30 Uhr, als am Mittwoch vergangener Woche die Sirene in Ziltendorf dröhnt. Vor der Gaststätte zum Grünen Baum halten die Männer den Atem an. Seit Stunden schaufeln sie Sand in die Säcke, seit Stunden karren Privatautos mit Anhängern das kostbare Gut zu den Häusern, seit Stunden stapeln die Ziltendorfer die Kellerluken ihrer Häuser zu.

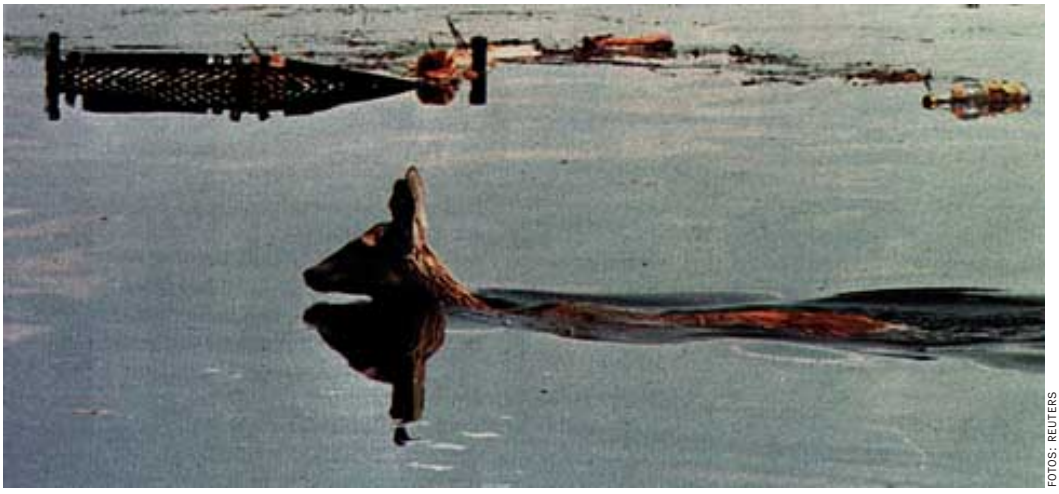
Soll nun alles umsonst gewesen sein? Müssen auch sie nun raus aus ihren Häusern?

Die Leute sind verwirrt. War das überhaupt das Signal für die Evakuierung, 60 Sekunden Dauerton, wie es auf den Merkblättern steht? Hat die Sirene nun eine halbe oder eine ganze Minute geheult? Hat jemand die Zeit gestoppt?

Der Wirtin vom Grünen Baum ist es egal. „Sun of Jamaica“ dudelt – passend zum heißen Sommerwetter – aus ihrem Radio. Dietlinde Eisenbrandt zapft das nächste Bier, als ginge sie das Treiben vor ihrer Tür gar nichts an. „Ich gehe hier nicht raus“, erklärt sie den Beamten, die sie aufsuchen, um sie vorsorglich zum Verlassen ihres Hauses zu bewegen. Dreimal sei im letzten Vierteljahr in ihrer Kneipe eingebrochen worden, da werde sie ihr Hab und Gut doch nicht im Stich lassen.

Freitag morgen richtet Brandenburgs Innenminister Alwin Ziel über alle lokalen Rundfunksender einen dramatischen Appell an die Bewohner des Dorfes: Es bestehe Lebensgefahr. Es drohe eine bis zu neun Meter hohe Überflutung.

K. MEHNER



FOTOS: REUTERS

Flüchtendes Reh bei Wiesenau: *„Kein Tier darf zu Schaden kommen“*

Evakuierung in Eisenhüttenstadt: *„Der letzte ist ein Polizist“*

Doch viele Ziltendorfer harren weiter aus. Auch Dietlinde Eisenbrandt erklärt noch am Freitag abend stur: „Ich bleibe, bis das Wasser ins Lokal kommt.“

Jana Gabrylewicz geht es nicht anders. Seit Tagen fahren Polizeiwagen durch die Straßen, „Uwaga! Uwaga!“ tönt es aus den Lautsprechern, „Achtung! Achtung! Verlassen Sie die Stadt.“ Slubice, die polnische Stadt gegenüber Frankfurt (Oder), erwartet die Flut. „Das Wasser kommt“, sagt Janas Ehemann Rajmund, „ich bleibe.“

Der Bauarbeiter, der sieben Jahre in Köln arbeitete und zweimal das Hochwasser am Rhein erlebte, wohnt im ersten Stock in der Jedności Robotniczej Nummer 6, knapp 150 Meter von der Oderbrücke entfernt. Er zeigt auf die neuen Wohnzimmermöbel, die Stereoanlage: „Ich habe so lange gespart.“

Das Paar hat Angst vor Plünderungen. Dem Militär traut es nicht: „Die haben doch sogar für den Sand Geld verlangt.“ Von 100 auf 200 Zloty stieg der Preis für eine Fuhre innerhalb von zwei Tagen. Jana und ihr Mann setzen auf Eigeninitiative: Sie haben die Parterrefenster und die Haustür zugemauert, die Großmutter nach Stettin geschickt. Im Schlafzimmer liegt ein Schlauchboot bereit.

So wie in Ziltendorf, rund acht Kilometer von der Oder entfernt, und in Slubice, unmittelbar am Strom, bangten Ende voriger Woche Zehntausende Deutsche und Polen beiderseits des Grenzflusses um ihr Hab und Gut. Freitag morgen heulten die Feuerwehrsirenen, Kirchenglocken läuteten in den Dörfen des Landkreises Märkisch-Oderland zwischen Bad Freienwalde und Wriezen. Rund 5000 Menschen wurden in 17 Dörfern und zahlreichen Einzelgehöften auf die Evakuierung vorbereitet.

Höchste Alarmstufe in Brandenburg: Das Jahrtausendhochwasser droht das Oderbruch, den „Gemüsegarten Berlins“ mit seinen 19 000 Einwohnern, zu überschwemmen.

Vor allem das Wetter ist schuld. Regenfälle im tschechischen Teil des Riesengebirges und im Altvatergebirge brachten die Flüsse zum Überlaufen. In kürzester Zeit wurde eine Region gleich zweimal von Tiefdruckgebieten mit tagelangem Dauerregen heimgesucht, ein außergewöhnlicher Vorgang, sagen die Meteorologen (siehe Seite 31). An einem einzigen Tag des ersten fünftägigen Dauerregens kam soviel Wasser vom Himmel wie sonst in einem ganzen Monat. „Plötzlich war der Himmel schwarz“, erinnert sich ein Berliner an seinen ins Wasser gefallenen Polenurlaub. „Dann hat es gegossen. So etwas habe ich noch nicht erlebt.“

Weite Teile Südpolens und 40 Prozent des tschechischen Staatsgebiets standen mit einemmal unter Wasser. Die Folgen sind in beiden Ländern katastrophal: Über 100 Tote sind inzwischen zu beklagen, Tausende Menschen aus ihren Heimatorten geflohen, weite Teile der landwirtschaftlichen Flächen sind überspült, die Angst vor vergiftetem Wasser ist groß. Die Früchte des sanften Aufstiegs beider Nachbarländer drohen in den Fluten zu versinken (siehe Seite 33).

Der Weg des Wassers nach Deutschland war nur eine Frage der Zeit. Brandenburgs Umweltminister Matthias Platzeck wird nicht müde, das Wort von der Jahrhundertflut zu dementieren. Dies sei, so erklärte er stromauf und stromab, die „Jahrtausendflut“.

Seit die Menschen an der Oder die Pegelstände des Stroms messen, ist das Was-

ser noch nie so hoch gestiegen. Im früheren Fürstenberg, dem jetzigen Eisenhüttenstadt, wurde 1854 ein Pegelstand von 6,55 Metern gemessen. Am Donnerstag, dem 24. Juli dieses Jahres, stand das Wasser hier bei 7,15. Auch bei Frankfurt wurde der bislang höchste Pegelstand von 1930 (6,35 Meter) überboten. Zum Vergleich: Der mittlere Wasserstand liegt hier bei 2,44 Metern. „Wir haben keine Erfahrungen mit einem solchen extremen Hochwasser“, sagt der Umweltminister. „Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen.“ Die Flut, so Platzecks Prognose, werde die Nation noch mehrere Wochen beschäftigen.

Die Flutkatastrophe ist auch Wasser auf die Mühlen der Umweltpolitiker. Zwar ist die Oder, anders als etwa Rhein, Main und Neckar, noch eine weitgehend unzerstörte, nicht durch Stauwerke und Kanäle verbaute Flußlandschaft. Dennoch ist das Hochwasser nicht allein eine Folge anhaltend schlechten Wetters, es ist auch das Ergebnis der Vernichtung ganzer Waldgebiete.

Die Nadelwälder im Altvatergebirge und im Riesengebirge sind durch die hohen Schwefeldioxidemissionen weitgehend zerstört. Da kranke Bäume einfach gefällt wurden und die Aufforstung nur schwer vorankommt, verliert der Boden seine natürliche Rückhaltefunktion. Das Wasser strömt mit hoher Geschwindigkeit in die Täler.

„Die Natur schlägt einfach zurück“, sagt Matthias Freude, Präsident des Landesumweltamtes Brandenburg. Die Hochwasserschäden seien nun teurer, so der Umweltexperte, als die überfällige Umrüstung der Kohlekraftwerke im polnisch-tschechisch-deutschen Grenzraum, dem „schwarzen Dreieck“.

Während viele Ziltendorfer und Slubicer, die Schwedter und Küstriner, die Zäckericker auf polnischer und die Leute aus Zäckericker-Loose auf deutscher Seite noch hofften, hatten Tausende Menschen südlich von Frankfurt und 150 000 im polnischen Hinterland der Oder ihre Häuser längst verlassen müssen.

Als Brandenburgs Innenminister Alwin Ziel („Der letzte, der durch die Häuser geht, ist ein Polizist“) am Mittwoch vorsorglich mit starker Hand die ersten Weiler in Brandenburg räumen läßt, hat die Flutwelle im Süden Polens schon über 50 Menschen

AFP / DPA

Kanzler Kohl in Frankfurt (Oder)
„Mehr Raum für die Flüsse“

das Leben gekostet, ebenso viele in Tschechien.

Doch die westliche Öffentlichkeit nahm die Opfer in Polen nur beiläufig zur Kenntnis – wie ein Zugunglück im fernen Pakistan. Selbst als das Hochwasser Deutschland erreichte, blieb das Interesse zunächst gering. Die Nation macht Urlaub.

Hatte die Oder nicht immer wieder in den letzten Jahrzehnten ihr Flußbett überschritten? Anteilnahme kam erst auf, als binnen einer Woche die Grenzregion im Osten mit jedem Dezimeter, den die Oder anschwoll, mehr an den Rand des Ausnahmezustandes geriet.

Familien, die sich der Evakuierung widersetzten, wurden von der Polizei weggeräumt. Allein 25 Hubschrauber des Bundesgrenzschutzes, die sonst illegale Einwanderer und Zigarettenschmuggler im Tiefflug aufstöbern, leisteten Hochwasser-Caritas. Tausende Freiwillige boten ihre Hilfe an, Feuerwehrmänner und Technische Hilfswerker stellten sich zur Verfügung, Bundesverteidigungsminister Volker Rühe schickte fast 10 000 Soldaten an die Wasserfront, der größte Truppenaufmarsch in der Region seit den letzten Übungen der Einheiten der Warschauer-Pakt-Truppen – und die größte Hilfsaktion der Bundeswehr seit der Hamburger Flutkatastrophe 1962.

Am Dienstag voriger Woche machte auch der Kanzler, ohnehin in der Gegend, seine Aufwartung. Instinktsicher wie immer präsentierte sich Helmut Kohl als Mann des Volkes: „Die Menschen sollen sehen, daß ihr Staat nicht fern am Rhein sitzt.“

Einen Tag später beschloß das Bundeskabinett ein Hilfsprogramm. Hochwassergeschädigte sollen 20 Millionen Mark Aufbauhilfe und außerdem zinsverbilligte Kredite erhalten. Wie groß der volkswirtschaftliche Schaden ist, läßt sich noch gar

REUTERS

Bundeswehr bei der Deichsicherung nahe Ratzdorf: *Fast 10 000 Soldaten an der ostdeutschen Wasserfront*

nicht absehen. Allein die Landwirtschaft rechnet mit Milliardenverlusten.

Allmählich dämmerte auch den Zuschauern im Westen der Republik, die allabendlich die Bilder vom scheinbar trägen Grenzfluß konsumierten, die wahre Dimension der Naturkatastrophe. Hunderte von Häusern waren am Wochenende bereits von der Flut eingeschlossen. Bei Helfern und Behörden wuchs die Furcht, das in weiten Teilen unter Flußhöhe liegende 15 Kilometer breite und 55 Kilometer lange Oderbruch zwischen Lebus und Hohensaaten könnte über Nacht wie eine gigantische Badewanne vollaufen.

Was beim Sandschippen der Bewohner als riesiger Subotnik – freiwilliger Arbeitseinsatz wie zu DDR-Zeiten – begann, geriet zur schleichenden Katastrophe mit Open-end, zur gesamtdeutschen Herausforderung, welche die Mauern in den Köpfen von Ost- und Westdeutschen vor Ort so schnell zusammenbrechen ließ wie Teile der Dämme an der Oder.

Am vergangenen Mittwoch gegen 9.10 Uhr drückt die Flut bei Oderkilometer 472 zwischen Frankfurt und Eisenhüttenstadt auf einer Länge von zunächst 50 Metern den Damm von der Sohle bis zur Krone komplett weg. „Es krachte wie ein Schuß“, berichtet Deichwächter Wilfried Krause, „als die Wassermassen die Wurzeln der Bäume brachen. Dann waren da Strudel, als würde ein Haus versinken.“

Der Krisenstab fordert Hubschrauber an. Doch auch aus der Luft abgeworfene Betonteile und Sandsäcke können das Wasser nicht stoppen. Bis zu 500 000 Liter strömen pro Sekunde durch die Bresche ins tiefer liegende Hinterland, die Ziltendorfer Niederung.

Wenig später erreicht das Wasser das längst geräumte Dorf Aurith, einen Tag später die normalerweise mehrere Kilometer vom Fluß entfernte Ernst-Thälmann-Siedlung an der Straße nach Aurith. Stunden nach dem Dammbruch geben Bundeswehr, Technisches Hilfswerk (THW) und Freiwillige Feuerwehr auf: Hilflos müssen sie zusehen, wie der Strom die Lücke im Deich auf 300 Meter ausweitet, am Freitag weicht das Bollwerk bereits kilometerweit auf. Binnen Tagen werden mindestens 150 Millionen Kubikmeter Wasser in das Gebiet fließen, fast der gesamte Trinkwasserverbrauch Berlins pro Jahr.

Zur selben Zeit haben die lokalen Krisenstäbler ihr Einsatzgebiet an der Oder längst in „Naß- und Trockendörfer“ aufgeteilt, „Schlafdeiche“ in ihre Vorsorgepläne aufgenommen, Patengemeinden für die vorübergehende Umsetzung von Mensch und Tier festgelegt. Überall im Oderbruch treiben die Bauern ihr Vieh zusammen. 24 000 Rinder, 10 000 Schweine, über 3000 Schafe und 400 000 Enten, Hühner und Gänse gibt es in dem bedrohten Gebiet.

DPA

Minister Rühe (M.), Ziel: *Hart reagiert*

In Altreetz, Neuküstrinchen und anderswo sammeln Bauern ihre Schweine. Hastig werden die Tiere markiert. Ein roter Punkt aus der Spraydose schnell auf den Rücken der Ferkel gesprüht, rauf auf den Laster und nichts wie weg.

„Wenn die Menschen aus dem Oderbruch gebracht werden müssen, will ich die Straßen frei haben“, hatte Innenminister Ziel Mitte voriger Woche erklärt, Straße frei für 19 000 Leute.

Die Rechtsgrundlage für Ziels Aktion steht im „Gefahrenabwehrplan Hochwasser Oder“. Der schreibt in bürokratischer Hochsprache vor, was im Ernstfall zu tun ist: „Der Landrat bestätigt auf Vorschlag des Landesumweltamtes die Alarmstufe IV und führt die Abwehr auf der Grundlage des Planes der Handhabung.“ Stufe IV gilt inzwischen für fast das gesamte Terrain der Oderniederungen.

Die Krise vor Ort verläuft ungeordneter, als die Planer es gern hätten. In Ratzdorf südlich von Eisenhüttenstadt hat der dörfliche Angelverein „Neißemündung e. V.“ (Jahresbestleistung: ein 4,9 Kilo schwerer Karpfen) wegen des Hochwassers sein geplantes Nachtangeln abgesagt. Wenige Meter hinter einer Schautafel für die ortsansässigen Störche („Tümpel, Teiche und Feuchtgebiete sind für uns von größter Bedeutung“) reichen junge Soldaten Sandsäcke von Hand zu Hand. „Kette Marsch“ kommandiert der Unteroffizier.

Das Wasser ist durch jenen Erdwall eingedrungen, von dem aus der Kanzler beim Besuch im Krisengebiet am Dienstag vergangener Woche zusehen mußte, wie das Hochwasser seine blühenden Landschaften bedroht. Stunden nach dem Kohlschen

„Wir hatten noch Glück“

Wie die Flut die Deiche an der Oder brach

Der Präsident des Landesumweltamtes Brandenburg, Matthias Freude, zog die Stirn in Sorgenfalten: „Nach menschlichem Ermessen“, erklärte er bereits Mitte vergangener Woche, „dürften die Deiche längst nicht mehr stehen.“ Die etwa 160 Kilometer langen Flußdeiche an der Oder – die längsten in Mitteleuropa – seien für derartige Hochwasserwellen nicht geschaffen.

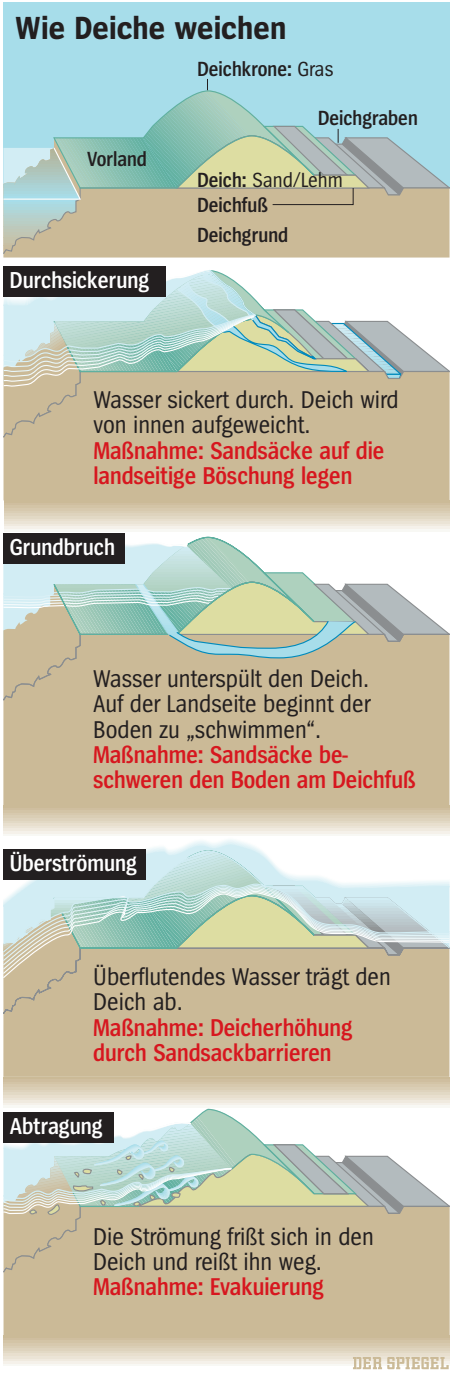
Kaum hatte Freude dies erklärt, schwappte das Wasser bei Ratzdorf über. Kurze Zeit später brach der erste Damm südlich von Frankfurt (Oder). Am Freitag vergangener Woche riß die Flut mehrere hundert Meter der Bollwerke weg.

„Wir hatten noch Glück, daß die Oderdeiche auf deutscher Seite in Bestzustand waren“, sagt Freude. Nach einem Eishochwasser in der Region im Winter 1981/82 erhöhten die DDR-Behörden die Deiche um 80 Zentimer auf 1,40 Meter. Dabei wendeten die roten Deichgrafen eine alte Faustregel an: Die neue Deichhöhe ergibt sich aus dem Pegelstand des letzten Jahrhunderthochwassers plus einem Meter. Auf weiten Strecken wurde gar neu gebaut.

Am liebsten, so erinnert sich ein alter Deichbauer an der Oder, hätten die DDR-Behörden an den besonders gefährdeten Stellen – wie Flußkurven – die Deiche noch höher angelegt. Doch der ostdeutsche Katastrophenschutz hatte an der „Oder-Neiße-Friedensgrenze“, wie es im DDR-Deutsch offiziell hieß, für erhebliche Verstimmung gesorgt. Die Polen seien mit der Deicherhöhung auf ihrer Seite nicht nachgekommen. Einige Flußdeiche in der zweiten Linie seien sogar der Landgewinnung geopfert worden. Flußaufwärts von der Warthemündung in die Oder, so schätzen Experten des WWF-Aueninstituts, sind „rund 80 Prozent“ der natürlichen Auen zerstört worden. Außerdem habe das Geld für den DDR-Standard gefehlt.

Die Polen hätten den sozialistischen Bruder erpreßt: Entweder ihr bezahlt die Aufschüttung unserer Deiche auf DDR-Höhe, oder ihr tragt bei euch wieder ab. Die ebenfalls klamme DDR gab nach, trug stellenweise ab und stoppte den weiteren Aufbau der Dämme.

Nach der Wiedervereinigung investierten die Behörden erneut Millionen in die Dämme. Deichwärterhäuser wurden saniert, obgleich die einst hauptberuflichen Wärter längst entlassen waren.



Die Dämme aus Sand und Lehm, lediglich mit Gras bewachsen, werden von Wassermassen auf unterschiedliche Weise zerstört: Sie können unterspült und weggeschwemmt werden („Grundbruch“), oder sie werden einfach vom Wasser durchdrungen („Durchsickerung“).

Der Grundbruch zeichnet sich meist schon Stunden vorher ab, wenn weit hinter den Deichen Wasserblasen aus dem Boden kommen („Qualmwasser“) oder die Grasnarbe großflächig angehoben wird und zu schwimmen beginnt. Deshalb werden Sandsäcke nicht nur auf die Deiche gelegt, sondern auch weit hinter den Dämmen plaziert, um die Grasnarbe zu beschweren.

Beim Durchsickern saugen sich die Dämme mit den Wassermassen, die mit bis zu sechs Tonnen je Quadratmeter auf die Böschung drücken, voll. Die Böschung auf der dem Wasser abgewandten Seite droht abzurutschen. Deshalb werden die Landböschungen mit Planen belegt und mit Säcken beschwert. Sie sollen zudem gegen neues Regenwasser schützen.

Die wenigsten Deiche brechen durch das unmittelbare Überspülen oder in der Strömung der Wassermassen.

Welche Folgen das Hochwasser dieses Jahres haben wird, ist ungewiß. Niemand weiß, wie lange im metertief versunkenen Gebiet bei Eisenhüttenstadt das Wasser bleiben oder ob gar ein neuer See entstehen wird. Auch was von den Deichen bleibt, ist ungewiß. Denn der Rückstrom ist so unberechenbar wie die Flutwelle selbst. Der Strom wird dann – wie in einem Zweifrontenkrieg – erneut die Schutzwälle angreifen.

Matthias Freude setzt auf „präventiven Hochwasserschutz“. Er fordert, zumindest einige Deiche an Oder und Elbe weiter ins Hinterland zu verlegen. Das würde nur den Menschen helfen. Denn bei der Flutung des Nationalparks „Unteres Odertal“ vorige Woche kamen rare Wachtelkönige und etliche seltene Seggenrohrsänger um.

DPA

Dammbruch bei Brieskow-Finkenheerd: *„GAU der Wasserbauer“*

Frontbesuch dann schallt die erste Aufforderung zur Räumung aus den Lautsprechern: „Die Dämme halten dem Druck nicht mehr stand. Deshalb muß Ratzdorf geräumt werden ... Bitte nehmen Sie nur die wichtigsten Unterlagen, Bekleidung und Medikamente für mehrere Tage mit.“

Doch kaum ein Ratzdorfer meldet sich beim ausgerufenen Treffpunkt am Spritzenhaus. Leer fahren die Busse wieder ab. Seine Gänse und Hühner werde er nicht allein lassen, erklärt ein Mann, der sein Vieh bereits einen Stock höher einquartiert hat. „Hier bin ich geboren, hier bleibe ich, hier sterbe ich“, sagt eine alte Frau mit Tränen in den Augen.

In Lebus, die nicht durch Deiche geschützte Kommune wenige Kilometer oberhalb Frankfurts, gibt Minister Ziel Feuerwehrchef Horst Zietlow, hauptberuflich im Hoch- und Tiefbau tätig, und dessen 45 Helfern ein Privatissimum: „Die vielen Sonnenblumenfelder am Fluß, da gehören Deichwiesen hin.“

Den Feuerwehrmännern, die das örtliche Trafohaus mit Sandsäcken sichern, erklärt er seine Maxime zur Rettung der Oderregion, die er unter dem Eindruck der verheerenden Ereignisse in Polen entwickelt hat: „Kein Mensch, kein Tier darf zu Schaden kommen. Ich muß das Hab und Gut der Menschen schützen. Selbst wenn man mir später vorwirft, ich hätte zu hart reagiert.“

In der Tat tun die Helfer das Menschenmögliche. Als die Ernst-Thälmann-Siedlung längst geräumt ist, kehrt ein Schrotthändler per Fahrrad heim. Seine Hunde seien zurückgeblieben, erklärt er den Grenzschützern in Grün. Schnell ist ein Mannschaftswagen zur Stelle, und los geht die Fahrt in Richtung Wasser. Kurze Zeit später kehrt der Wagen zurück, ein glücklicher Hundehalter steigt aus.

Überall werden aus Dorfbürgermeistereien kleine Krisenzentren, auch in Lunow südlich von Schwedt wird das Gemeindebüro von Bürgermeister Detlef Wiesegart umfunktioniert. Deichläufer müssen nicht erst zusammengetrommelt werden, sie melden sich freiwillig. Der Bürgermeister muß sie nur noch einteilen.

Von hier ist es noch ein gutes Stück bis zum Oderdeich, denn zwischen dem Dorf und dem Fluß liegen noch Polderland und ein Kanal. Regelmäßig zeichnet Wiesegart den Wasserstand von Hohensaaten auf ein Blatt an der Wand. Er verbindet die Punkte zu einer Linie, ein Bilanzstrich, Tendenz steigend.

Auch hier wird der Deich langsam weich. Besorgt beobachtet der Friedhofsgärtner des Dorfes, wie die Gräber auf dem Kirchhof weit hinter dem Fluß allmählich versinken. Bundeswehrsoldaten kommen in einem Ikarus-Bus aus DDR-Zeiten, schaufeln Sand in Säcke, die vor das Loch am Deich gedrückt werden. Donnerstag früh um drei Uhr können die Helfer funken: Der Deich bleibt dicht – nur wie lange, ist die bange Frage. Denn ständig ist von neuen Flutwellen die Rede. Donnerstag nachmittag bringt ein Gewitter Regengüsse, Freitag wird auch hier die Evakuierung eingeleitet.

Das Szenario für einen Dammbruch ist vergleichsweise unspektakulär. Anders als bei Sturmfluten an Meeresküsten, wo meterhohe Wellenberge gegen die Schutzwälle anbranden und sie irgendwann überrennen, beginnt die Katastrophe an der Oder ganz harmlos. Wie von der Friedensbewegung besungen, „bricht das weiche Wasser“ langsam den Stein.

Schon Stunden vor dem Bruch des Dammes steigen weit hinter dem Bollwerk Wasserblasen aus dem Boden, Drainagewasser strömt durch den Deichsockel. „Wenn das Wasser den Sand mitspült“, erklärt der Deichläufer Horst Albrecht, „wird's gefährlich.“ Dann weicht der Damm von beiden Seiten auf. Werden die Löcher nicht sofort geschlossen, ist es nur eine Frage der Zeit, wann der Damm zu rutschen beginnt (siehe Kasten).

Eine Woche hatte die auf Mississippi-Breite angeschwollene Oder zwischen Schwedt im Norden und Ratzdorf im Süden, wo Neiße und Oder zusammenfließen, gegen die Aufschüttungen aus Sand und Kies gedrückt. Eine Woche hatte der über 160 Kilometer langen Damm auf deutscher Seite standgehalten. Doch am vergangenen Mittwoch ist der Deich an dieser Stelle bei Brieskow-Finkenheerd nicht mehr zu retten. Das sei, so Michael Muth, Chef des Krisenstabes im Brandenburger Innenministerium, der „GAU der Wasserbauer“.

Der größte anzunehmende Unfall ist die Folge der größten Oderflut seit Menschengedenken. Hochwasser sind im Winter oder Frühjahr hier nichts Ungewöhnliches, wenn in den Bergen die Schneeschmelze beginnt oder Eismassen abwärts treiben.

Das Gewässer gilt im Winter als besonders tückisch, denn der rund 900 Kilometer lange Fluß ist der einzige Strom Mitteleuropas, der Grundeis bildet. Die Oder kann binnen weniger Tage auf ganzer Länge zufrieren. Bei Tauwetter ist es daher äußerst schwierig, die Stellen zu berechnen, an denen sich die Eisschollen am

JÜRGENS OST UND EUROPA PHOTO

Waldsterben im Erzgebirge: *Kein Halt für den Regen*

„Jedes Jahr eine Jahrhundertflut“

Umweltschützer und Kanzler fordern mehr Raum für die Flüsse.

Das Szenario ist erschreckend: Regenfälle wie in den vergangenen Wochen an der Oder hätten die Rheinebene in ein Katastrophengebiet verwandelt.

Als bei der letzten großen Flut 1995 der Pegel bei Köln auf zehn Meter kletterte, waren zuvor rund 200 Liter Regen pro Qudratmeter im Einzugsgebiet der Nebenflüsse gefallen. In den tschechischen und polnischen Gebirgen kam mehr als das Doppelte vom Himmel – fast vier Badewannen voll auf den Quadratmeter. „Diese Rekordmenge“, sagt Walter Schmidt vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), „hätte auch den Altarraum des Kölner Doms geflutet.“

Bei den immer häufiger auftretenden Hochwassern in Deutschland hilft allerdings kein Beten. Gut 40 Hochwasser und Sturmfluten verzeichnet die Flutstatistik seit Kriegsende an Donau, Elbe, Leine, Mosel, Neckar, Oder, Rhein oder Saale. Die Naturkatastrophen sind nach Überzeugung der Umweltschützer vor allem von Menschen verschuldet.

So sind allein am Oberrhein zwischen 1955 und 1977 rund 130 Quadratkilometer Überflutungsraum verlorengegangen. Staustufen im Fluß und hohe Dämme am Ufer haben Deutschlands wichtigste Wasserstraße in eine Rennbahn verwandelt – für Euro-Binnenschiffer, aber auch für Flutwellen.

Das Ergebnis sind immer häufiger nasse Füße in der Kölner Altstadt, überflutete Keller, unterspülte Bauten, verschlammte Ortschaften.

Während die Jahrhunderthochwasser früher zu Recht so hießen, hat sich deren Häufigkeit nach einer Untersuchung des World Wide Fund for Nature (WWF) mit der industriellen Entwicklung der Rheinebene (wie auch andernorts) beschleunigt. Zudem haben die Katastrophenhelfer immer weniger Zeit für den Einsatz, da die Flutwelle zwischen Basel und Karlsruhe um 30 Stunden schneller geworden ist.

Die Milliardenschäden der Hochwasser, weit teurer als ökologisch sinnvolle Rückbauten an den Flußlandschaften, haben schließlich auch zum Umdenken geführt. Mit einem „Integrierten Rheinprogramm“ sollen jetzt Rückhalteflächen am Oberlauf in Baden-Württemberg zurückgewonnen werden. Doch schon klagt der Stuttgarter Verkehrsminister Hermann Schaufler, das Programm sei „derzeit nicht finanzierbar“.

Allein die Rückverlegung eines Kilometers Deich kostet rund vier Millionen Mark. Hinzu kommen Ausgleichszahlungen an Landwirte, deren Weide- und Ackerflächen zeitweise unter Wasser stehen könnten.

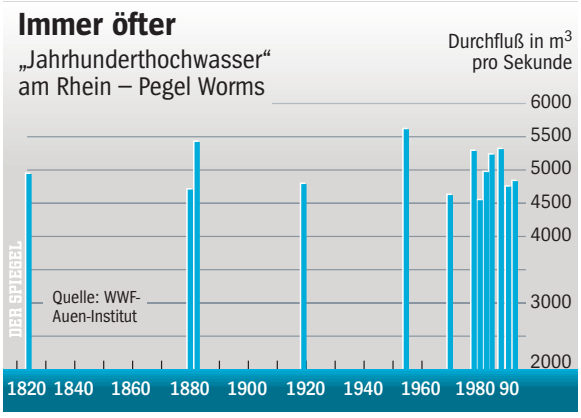
Zwar laufen Planfeststellungsverfahren für insgesamt 65 Quadratkilometer Überflutungspolder am Oberrhein. „Aber vor dem Jahre 2000“, so WWF-Auenexperte Georg Rast, „wird das für den Hochwasserschutz gar nicht wirksam.“

Im politischen Streit liegen die rot-grünen Landesregierungen von Hessen und Nordrhein-Westfalen miteinander. Die Düsseldorfer fordern weitere Überflutungsflächen am Oberlauf. Die Wiesbadener verweisen darauf, sie hätten sich bereits mit 20 Millionen Mark an einem Projekt in Baden-Württemberg beteiligt.

Auch anderswo wird weiter gegen die Natur gebaut:

- Im Saarland genehmigte die SPD-Landesregierung den Bau einer Aluminiumgießerei in einer der letzten naturnahen Auen bei Dillingen.
- An der Elbe wird der Flußlauf zwischen Lauenburg und Magdeburg weiter ausgebaggert und befestigt, an der Unterelbe hat die Hansestadt Hamburg jüngst der Vertiefung des Stroms zugestimmt.

In den Quellgebieten der Flüsse und an den Berghängen von Alpen, Schwarz-



DPA

1962, Elbe: Überschwemmte Innnenstadt; 315 Hamburger kamen ums Leben

Nasse Quittung

Deutschlands große Hochwasser und Sturmfluten

DPA

1988, Donau: Katastrophenalarm bei Straubing

DER SPIEGEL

Donau · Neckar · Leine, Fulda, Saar, Mosel, Main · Donau, Neckar · Neckar, Rhein · Lahn · Werra, Saale

1962 1964 1966 1968 1970 1972 1974 1976 1978 1980 1982 1984 1986 1988

wald, Harz oder Erzgebirge führte in den letzten Jahrzehnten das Waldsterben zu einem Schub für die Flut. Rund 20 Milliarden Kubikmeter Regen und Schnee halten die deutschen Wälder vom Erdboden fern. Als natürliche Speicher fangen gesunde Baumbestände durch Verdunstung gut ein Viertel des Jahresniederschlags ab.

Zwar können nach lange andauernden Niederschlägen auch die besten Waldböden das Wasser nicht halten. Aber allein die Verzögerung der Flut mindert die Schäden im Unterland. „Hochwasser gehört nicht in das Wohnzimmer, sondern in die Aue“, sagt Auen-Institutsleiter Emil Dister.

Um den Bodenschutz praktisch voranzutreiben, hat der BUND jetzt eine „Entsiegelungskampagne“ gestartet. Private Hausbesitzer sollen Hinterhöfe oder Garageneinfahrten wieder in Wasserschlucker verwandeln. Noch immer verschwindet täglich die Fläche von rund 150 Fußballplätzen unter Asphalt, Beton oder Verbundstein. BUND-Vorsitzender Hubert Weinzierl: „Die Quittung kommt mit den Hochwassern.“

„Wir müssen endlich unsere Flußlandschaften als wichtige Lebensräume respektieren“, urteilt auch der WWF-Stiftungsratspräsident und Hamburger Versandhauschef Michael Otto. Mit dem Bonner Verkehrsministerium haben die Umweltverbände immerhin ein Moratorium für den Ausbau der Elbe zur europäischen Wasserstraße vereinbart.

Mit Freude haben die Ökos auch das Wort von Kanzler Helmut Kohl gegenüber dem Brandenburger Umweltminister Matthias Platzeck vernommen: „Gebt den Flüssen ihren Raum.“

Abgekupfert hat der Kanzler die Parole von den Bürgerinitiativen, die damit gegen den Ausbau der Havel zu einer europäischen Wasserstraße protestieren.

S. BOLESCH/SIPA

1993, Rhein: Überflutung der Kölner Altstadt

1995, Mosel: Umflutetes Deutsches Eck bei Koblenz

AP

Rhein 1990 | Donau 1992 | Saale, Bode 1994 | Main, Weser, Rhein, Mosel 1996 | Oder 1997

ULLSTEIN

Überschwemmung im Oderbruch 1947: *20 000 Menschen obdachlos*

Grund und an den Oberflächen stauen werden.

Letztmalig beim Winterhochwasser 1981/82 bedrohten Eisberge die Deiche. Ein Eisstau führte 1947 auch zum bisher verheerendsten Nachkriegshochwasser an der Oder. Damals wurden 20 000 Menschen obdachlos, sie mußten in Erdlöcher und Lehmhütten ausweichen, mindestens 15 Menschen kamen um. Beim Hochwasser 1736 ließen gar 171 Menschen ihr Leben.

Nach Ansicht des obersten Potsdamer Naturschützers Freude haben die ersten Erfahrungen mit dem 97er Hochwasser die grüne Politik der Landesregierung bestätigt. Besonders der Nationalpark „Unteres Odertal“, der von Umweltminister Matthias Platzeck gegen den Widerstand von Wirtschaftsverbänden und Landwirtschaftsminister Edwin Zimmermann durchgeboxt wurde, hat sich beim Hochwasser bislang bewährt. Die geschützten kilometerweiten Auen- und Polderwiesen konnten auf über 50 Quadratkilometern gezielt überflutet werden, der Wasserstand wurde so wenigstens zeitweilig stabilisiert.

Doch das Hochwasser an der Oder ist mehr als nur ein nationales Ereignis. Die Flutkatastrophe liefert jenen die besten Argumente, die unentwegt die engere Zusammenarbeit der Europäischen Union mit Tschechien und Polen fordern. Gemäß einem Hilfsabkommen bei Katastrophen zwischen Deutschland und Polen ist vor allem das Technische Hilfswerk im polnischen Krisengebiet im Einsatz, die THWler kümmern sich in erster Linie um die Aufbereitung von Trinkwasser.

„Daß in der Stunde unserer größten Not die erste Hilfe aus Deutschland gekommen ist, das werden wir unseren Nachbarn nicht vergessen“, sagt der Pressesprecher des Stabs für den Kampf gegen das Hochwasser, Krzysztof Pomes.

Die Hilfsleistungen sind ganz unterschiedlich: Am vorigen Sonntag trafen Spezialisten der Firma Assistance Esser & Partner aus Haan bei Düsseldorf in Breslau ein, um dort wertvolle Bücher und Akten zu retten. Die Firma kann mit Spezialgeräten Bücher und Akten, aber auch architektonische Kunstschätze trocknen und desinfizieren. Zunächst muß die deutsche Firma sich der völlig durchnäßten Akten des Woiwodschaftsgerichts in Breslau annehmen.

Stadtobere aus Slubice suchen im Frankfurter Stadtarchiv nach Unterlagen für die Kanalisation der ehemals deutschen „Dammvorstadt“. Sie wollen herausbekommen, warum soviel Wasser in die Keller von Slubice läuft, obwohl der Damm noch immer dicht hält.

Aber nicht alles geht zwischen den beiden Ländern reibungslos. Deutsche Deichläufer werfen den Polen vor, sie hätten in ihrer Not Staudämme geöffnet und die Wassermenge dadurch noch vermehrt. Und die Wetter- und Pegelmeldungen seien nicht die zuverlässigsten.

Der Grund dafür liegt allerdings auf der Hand: Nicht nur die Pegel sind in Teilen Polens untergegangen, auch das Institut für Wasserwirtschaft und Meteorologie in Breslau steht unter Wasser.

Ein Krisengewinnler der Flut steht schon jetzt fest: Brandenburgs Umweltminister Platzeck. Überall ist der oberste Deichgraf vor Ort, überall spricht er den Leuten Mut zu, überall setzt er aufs Wir-Gefühl der Brandenburger. Schon wird Platzeck als möglicher Thronfolger seines obersten Dienstherrn Manfred Stolpe gehandelt.

Ähnlich wie Helmut Schmidts Karriere durch das Management beim Hamburger Hochwasser 1962 einen Schub bekam, könnte Platzecks Aufstieg nach einer möglichen glücklichen Bewältigung der Krise so schwer zu bremsen sein wie derzeit das

AP

Flutopfer in Wiesenau: *Angst vor Plünderungen*

Oderwasser. Der Umweltpolitiker hatte immer wieder erklärt, daß der beste Hochwasserschutz in der Renaturierung von Gewässern und Rückhalteflächen bestehe.

Was sich Platzeck als Erfolg anrechnet, ist allerdings nur zu Teilen sein Verdienst. Denn die weitgehend unberührte Landschaft an der Oder zählt zu dem wenigen Positiven, was die DDR dem vereinten Deutschland hinterlassen hat. Während der SED-Staat in Bitterfeld und andernorts die Umwelt gnadenlos ruinierte, überließ er die Oderlandschaft weitgehend sich selbst. Nur hier und da verzierte die SED den Fluß mit Industrieanlagen und Plattensiedlungen aus Beton wie in Schwedt, Eisenhüttenstadt und Frankfurt (Oder). Ansonsten blieb die Landschaft fast so wie zu den Zeiten Friedrichs II.

Der Alte Fritz war es, der Teilen des ausfransenden und versumpften Oderstroms ein neues Flußbett verschaffen und Kanäle anlegen ließ. Erste Deichbauten sind von Anfang des 16. Jahrhunderts dokumentiert, doch das Gros ließ der Preußenkönig vor 250 Jahren von deutschen und holländischen Spezialisten anlegen.

Fruchtbarer Ackerboden und satte Wiesen sind damals entstanden. Über seine Landnahme soll Friedrich der Große frohlockt haben: „Ich habe eine ganze Provinz im Frieden gewonnen."

Durch die Landgewinnung, die 1763 ihren Abschluß fand, blühte die Region auf. Hugenotten brachten den Tabakanbau in die Gegend, mit dem sich zahllose Bauern auch noch in DDR-Zeiten ihren kargen LPG-Lohn reichlich aufbesserten.

Doch trotz der Kanäle und Deiche blieb das Oderbruch eine immer gefährdete Region. „Wahre und wehre" heißt deshalb ein altes Leitwort der Bewohner.

Den Boden, den sie dem Wasser immer wieder abringen mußten, geben die Menschen ungern preis. Viele Familien leben seit Generationen auf demselben Hof. So erklärt sich auch ihr Beharrungsvermögen, das manchmal den Polizisten bei der Räumung das Leben schwermacht.

Was der Alte Fritz so friedlich gewonnen hatte, verspielte Hitler. Im Frühjahr 1945 verlief an dem friedlichen Fluß die Front, tobte westlich davon die große Schlacht auf den Seelower Höhen.

Viele Menschen zu beiden Seiten der Oder haben eine ähnliche Geschichte. Nicht nur die Deutschen mußten nach dem Krieg ihre Häuser verlassen, auch Polen, die nun am Ostufer wohnen, sind Vertriebene – sie mußten jenen Teil Polens räumen, der 1945 an die Sowjetunion fiel.

In den Oderdörfern sind die alten Geschichten noch immer lebendig. 68 Jahre alt ist Deichläufer Horst Albrecht aus Lunow, der mit seinem Freund Willi Langer, 59, den zugeteilten Abschnitt an der Oder abschreitet. Schlosser Albrecht weiß noch, wo 1947 der Damm bei Lunow sich „nicht mehr verteidigen" ließ.

Früher fuhr ein Boot von Lunow nach Bellinchen, in das Dorf gegenüber, das heute Bielinek heißt, erinnert sich Kurt Kersten, Jahrgang 1924. Kersten Kurt, wie ihn die Einheimischen nennen, ist nach dem Krieg bloß auf die andere Seite, nach Lunow gezogen. Die alte Heimat hat er stets vor Augen. Seit die Grenze nicht mehr „Friedensgrenze" zwischen DDR und Polen ist, fährt er öfter rüber.

Bielinek ist ein verschlafenes Nest. Langsam geht es aufwärts: Die Kiesgrube in der Nähe und der Markt werfen einiges ab. Immer mehr Häuser haben ein neues Dach, sogar die alte Dorfkirche steht wieder – wenn auch bisher nur im Rohbau.

Die Leute, die heute das Haus bewohnen, in dem Kurt Kersten einst groß wurde, kennt er gut. Jetzt, wo das Hochwasser auch Bellinchen bedroht, ruft er drüben öfter an als sonst. Sie reden über das Hochwasser, über die Ungewißheit, über das Warten auf das Wasser auf beiden Seiten.

Die Nerven liegen überall blank: Im Süden des Katastrophengebiets zogen überforderte Krisenstäbler versehentlich Bundeswehrsoldaten ab. Weiter nördlich bei Schwedt werden weitere Dämme unterspült. 800 Meter lang klafften dort Samstag morgen die ersten Lecks in der Deichlinie.

„Die Oder sieht böse aus", meint eine Frau in Frankfurt. „Der Schicksalsfluß spielt wieder Schicksal", glaubt Hans-Joachim Fricke, Amtsdirektor von Lebus; elf Häuser und ausgerechnet der Gasthof „Oderblick" stehen im Wasser.

Vielleicht, rätselt ein alter Deichwächter in Zollbrücke, „vielleicht ist es ja die Neugier, die die Oder über die Ufer treibt". Sie wolle nur sehen, wie die Nachbarn miteinander auskommen.